

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 220.

Dienstag, 21. September.

1915.

(21. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

Roman von Anny von Panhuys.

(Nachdruck verboten.)

Magda lächelte, während Mama Bergen ein bißchen geschmeichelt über das Lob, das der Tochter galt, den Schauspielern jetzt freundlich betrachtete. Sie verstand nicht allzuviel von der Schauspielkunst, aber sie wußte, das Hoftheater gehörte zu den teuersten Theatern Berlins, und wenn das Magda engagieren wollte, — der Graf Budenbach brauchte sich gar nicht so herablassend zu geben, denn das tat er, Mama Bergen empfand das, Magda ließ seinetwegen, ihre große Karriere im Stiche, und ob ihr die gräßliche Ehe dafür Ersatz bot, mußte erst die Zukunft lehren. — Magda hatte ihr nie erzählt, daß sich das Hoftheater um sie bemühte. Magda sprach überhaupt nicht viel zu ihr vom Theater und jetzt ging sie auch nie mehr in eine Vorstellung.

Eben sagte der Schauspieler: „Du besuchst doch natürlich viel das Theater und läßt dir vorspielen?“

„Nein!“

„Aber, weshalb denn nicht? Komödie spielen und spielen sehen, das ist doch das Allerschönste auf der Welt!“

„Es war auch für mich das Schönste, Komödie spielen und Komödie spielen zu sehen“, mit halber Stimme wie zu sich selbst, sagte es Magda, „aber spielen darf ich nicht mehr, mein Verlobter wünscht es nicht, und zusehen, wenn die anderen spielen“ — sie schweig einen Augenblick — „nein, Wellmann, das kann ich nicht. Einmal habe ich es getan, seit ich nicht mehr spiele, ein einziges Mal.“ In „Baza“ bin ich hineingegangen. Baza, die ich so oft gespielt, so oft, die sah ich von einer, die berühmt ist und gefeiert. Jedes Wort, das sie da oben auf den Brettern sprach, das redete ich leise mit, und ich fühlte es, wußte es, das kannst du besser, tausendmal besser, ständest du nur da oben. Wie ein Fieber packte es mich da, und es fehlte nicht viel, dann hätte ich laut aufgeschrien. Und gar nicht daran denken darf ich, daß ich niemals“ — sie blieb stehen und zwang den Schauspieler mit einem Druck auf den Arm, gleichfalls stehen zu bleiben, „niemals wieder die Bretter betreten werde. Niemals, o, wie das klingt“ — und leise schauernd, „wie Schollen, die auf einen Farg fallen.“

„Aber Magda, so kommt doch“, mahnte Mama Bergen, sie war weitergegangen, das Kleid einer an ihr vorbeirauschenden Dame hatte ihre Aufmerksamkeit beansprucht und sie nicht mehr auf Magdas Unterhaltung mit dem Schauspieler achten lassen.

Magda ging weiter. Man war inzwischen bis in die Königstraße gelangt. Das betäubende Geräusch der verkehrsreichen Großstadtstraße legte sich lähmend um die Sinne. „Ich verpüre Kaffeeappetit“, erklärte Frau Bergen vor einer bekannten Konditorei. Sie glaubte Wellmann los zu werden, doch der sagte: „Mir geht es ebenso, gnädige Frau“, und er schritt den Damen voran, um ihnen in dem um diese Stunde fast stets überfüllten Lokale Platz zu schaffen. Er fand ein bequemes, gerade frei gewordenes Tischchen. Frau Bergen ging an die Auslage, den Kuchen zu besorgen. Magda und Wellmann blieben allein.

„Aber, Bergen, um Gotteswillen, was du da vorhin sagtest, das ist entsetzlich. Wenn dir's so schwer fällt, der Bühne zu entsagen dann darfst du es einfach nicht tun. Auch als Frau kannst du weiterspielen. Dein Verlobter wird Vernunftgründen zugänglich sein.“

„Nein, meine Gründe würde er nicht begreifen.“ Unfäglich bitter war der Ton, in dem Magda Antwort gab.

„Nun denn“ — er sprach nicht weiter, aber Magda wußte, was er sagen wollte. Totenblau ward ihr Gesicht und leise, als vertraue sie ihm ein Geheimnis an, flüsterte sie: „Ich kann nicht mehr zurück, ich habe ihn lieb, über alles lieb.“

„Armes Mädel.“ —

Mama Bergen erschien, hinter ihr der Kellner mit mehreren Tellern voll Gebäck.

„Hast du schon das neue Stück von Maeterlinck gelesen?“ fragte Wellmann und sog aus einem Strohhalm seinen Eiskaffee.

„Ja, aber ich bin noch nicht zu Ende damit gekommen“, erwiderte sie.

„Das Hoftheater bringt das Stück im November heraus, ich habe eine Bombenrolle darin“, sagte der Schauspieler und kippte mit seinem Stuhl. Das tat er immer, wenn er behaglich saß und erzählen konnte, man hätte ihm eine Bombenrolle übertragen. „Die Hauptheldin wäre übrigens was für dich“, fuhr er fort, „dir auf den Leib geschrieben.“

„Das empfand ich beim Lesen auch.“ In den Augen Magdas glomm ein dunkler Glanz auf, sehnsüchtig heiß. „O, wer die Rolle spielen dürfte —“

„Das liegt noch in deiner eigenen Hand.“

Hatte Wellmann so gesprochen, oder hatte sie das nur gedacht? Wie bei etwas Bösem ertappt sah sie den Schauspieler an. Der hatte nicht geredet. Er kippte noch mit dem Stuhle und dachte an Bombenrollen. „Den Baummeister Solnek habe ich hier auch gekriegt“, plauderte er, „weißt du noch, Bergen, in Würzburg, du spieltest die Hilde. — Was hatten wir Applaus, ach, und die Kritiken! Weißt du noch?“

Ob sie es noch wußte! Nie würde sie diese Auf-führung vergessen. Das jubelnde Publikum und die vielen, vielen Blumen und Kränze. Es war ihre Abschiedsvorstellung gewesen, ehe sie nach Frankfurt ging. Ach, Frankfurt! Dort hatte man sie auch lieb gehabt, sehr lieb, und sie war gegangen — ohne Abschied. Das quälte sie oft. Und zu niemand durfte sie darüber sprechen, man hätte sie nicht verstanden außer der Schwester.

„Wer spielt denn am Hoftheater die Hilde?“ fragte sie.

„Fräulein Marlow, eine sehr talentierte Schauspielerin, die der Direktor irgendwo in der dunkelsten Provinz ausgegraben. Sie spielt gut, aber sie ist keine Magda Bergen. — Sieh sie dir doch an. In vier Wochen ist erst Vorstellung. Am 6. Oktober. Ich schicke dir Billets“, schlug er vor,

„Am 6. Oktober“, wiederholte sie. „Am zwanzigsten habe ich Hochzeit“, fügte sie hinzu. Ein warmes Glückseligkeitsgefühl durchströmte sie und sie schämte sich, dem einstigen Kollegen vorhin einen Blick in ihr sonst so verschlossenes Innere gewährt zu haben. Am 20. Oktober ward sie Hans Buchenbachs Weib. Das mußte sie alle Theatersehnsucht vergessen machen.

„Also abgemacht, ich sende Billetts. Wieviele?“ fragte er und sah Frau Bergen an.

Die dankte, sie habe wenig Zeit für etwas, da sie mit den Vorbereitungen für Magdas Hochzeit zu tun habe.

„Also bitte, zwei Billetts für meine Schwester und mich“, bat Magda und Wellmann notierte sich ihre Adresse.

Ganz ließ sich die Theatersehnsucht doch nicht unterdrücken. Als sich Magda wieder in ihrem Zimmer befand, fing sie an, unter ihren Büchern herumzusuchen. Ein rosa Reclam-Festchen zog sie hervor. „Baumeister Solneß“. Und dann sah sie in der Sofaecke und ging die Rolle der Hilbe durch. Mit einem Eifer, als solle sie in dem Stücke, in dem sie so sicher war, vor einem großen, gewählten Publikum auftreten.

So fand sie die Schwester.

„Was tust du denn, Magda — weiß Gott, du memorierst ja die Hilbe, als ob du sie demnächst spielen wolltest, und drüben sitzt Mutter und macht dem Vater klar, was ihr bei Herzog hätte bestellen müssen. Geh auch hinüber und unterhalte dich über die Aussteuer.“ Höhnisch kräuselten sich ihre Lippen. Und den Arm um die Schultern der Jüngerin legend, sagte sie schnell und leise: „Kleines, dummes Schwesterlein, bleib deiner Kunst treu, der lange Mensch dankt es dir niemals, was du für ihn ausbist.“

Da blickten zwei angstvolle Augen die ernste Schwester an, und gequält stieß Magda hervor: „O schweige, schweige!“ und dann gleich einem Schrei: „Ich finde mich ja in mir selbst nicht mehr zurecht.“

Schon seit Wochen befanden sich die Gräfin Sorhagen und Friedel wieder in ihrem Frankfurter Heim, und das Leben ging ihnen hin wie früher. Die Bekannten waren von ihren Sommerreisen zurückgekehrt und bald würde auch die gesellschaftliche Winterkampagne ihren Anfang nehmen. Ein milder Hauch des beginnenden Herbstes zog leicht um Baum und Strauch der Villengärten des Westends und die grünen Blätter erschaunten fröstelnd und wurden fahl und gelb. Sie erzitterten vor dem Winter, weil sie dann sterben mußten.

Erzellenz Rinacher bewohnte eine elegante komfortable Etage an der Promenade. Zwei Monate lang war die Erzellenz in Wiesbaden gewesen. Sie litt an Rheumatismus und Wiesbaden bekam ihr gut, sie gehörte zu den festen Sommerstammgästen der schönen Warmquellstadt. Heute hatte sie verschiedene Damen ihrer Bekanntschaft zu einem Tee gebeten und die meisten solaten der Einladung, denn ein bißchen Klatsch und Tratsch hören fast alle Damen gern, und in der Beziehung kam man bei der alten Erzellenz selten zu kurz. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit servierte sie immer irgend ein Skandalchen.

Erzellenz Rinacher empfing ihre Besucherinnen in ihrem Salon und ihr Hausmädchen präsentierte lautlos den Tee in winzigen chinesischen Täßchen. Fräulein von Gneisenow, die Gesellschaftlerin, reichte dazu Brötchen und kleine Törtchen herum.

Man bediente sich und plauderte miteinander.

Neben der Erzellenz saß eine ganz alte Dame, die sah aus, als sei sie längst gestorben und nur noch einmal aus ihrem Grabe herausgekommen, um den Tee bei der Erzellenz nicht zu versäumen. Erdbeben im Gesicht, mit müden, erloschenen Augen, sah sie da und redete zuweilen mit hohem kreischenden Organ. Das war die Frau von Eber, deren Gatte einmal im Ministerium eine bedeutende Rolle gespielt und sich nach einem heftigen Schlaganfall ins Privatleben zurück-

ziehen mußte. Nun war er an den Rollstuhl gefesselt und ein bißchen vertrottelt. Langsam, aber sicher, quälte ihn seine Frau zu Tode. Wenn jemand zu ihr kam, mußte er der Unterredung beizuhelfen und Anteil nehmen. Sie dirigierte ihn zum Kopfnicken oder -schütteln durch heimliches geschicktes Kneifen in den Oberarm. Sie hatte sich ein höchst raffiniertes, wirksames Kneifen ausgedacht. Zusammenhängend sprechen konnte Karl Heinrich von Eber überhaupt nicht. Der arme Alte, der einst eine Macht war und oftmals in die Politik der Länder mit fester Hand und machtvoller Rede eingegriffen, hing von der Gnade einer bitterbösen, alten Hexe ab. Trotzdem aber viele das wußten und sie verdammten, lud man Frau von Eber doch überall ein, ihr Mundwerk war gar zu scharf. Selbst die giftige Erzellenz fürchtete sich davor. Und das wollte viel heißen. Eben machte ihr, nachdem sie die Hausfrau begrüßt, Frau Else von Schreiber ihre Reverenz.

„Guten Tag, Frau Schreiber“, ihre verzogenen schmalen Lippen standen wie ein schräger Strich über dem vorspringenden spitzen Kinn. „Ah, Verzeihung, ich wollte natürlich sagen, Frau von Schreiber. Ihr Name, liebe Frau von Schreiber, klingt so solide bürgerlich, daß es nicht allzu schwer ist, den neuen Adel davor zu vergessen. Nicht wahr? Sie sind mir nicht böse, weil mir's passierte?“ Die arme Frau von Schreiber, die so stolz auf den Adel war, den ihr Gatte, ein reicher Fabrikant, für milde Stiftungen erhalten, zwang sich ein Lächeln und ein „O, ich bitte“ ab. Dann tauchte sie schnell in eine Gruppe bekannter Damen unter.

Links von Frau von Eber lehnte Gräfin Sorhagen in einem hochlehnigen geschnitzten Stuhl. Sie zerbröckelte eine Mandelschnitte, jonglierte eine Tasse und begann von Scheveningen zu erzählen.

Erzellenz Rinacher schaute ein paarmal auf die hohe Standuhr. „Ich erwarte noch jemand, zwei Damen, die ich in Wiesbaden kennen lernte“, vertraute sie den ihr zunächst Sitzenden an. „Wunderbar dekorativ, sage ich Ihnen und vornehm — vornehm — mehr verrate ich vorläufig nicht.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und es erschien eine kleine puppenhaft zierliche Dame mit schneeweißem Lockenschleier und schneeweiß gepudertem Gesicht.

„Willkommen, teuerste Marquise.“ Erzellenz Rinacher ging der Eintretenden entgegen und drückte die kleine Hand im Fingerringhandschuh. Vosthaft und schlau blinnte der grüne Stein in dem Ring der Grand-mère de Coroman, vous savez, die unter Robespierre die Guillotine bestieg.

Gräfin Sorhagen erschraf. Das war ja die Schwindlerin die in Scheveningen so viele angepöpselt und den Ring der grand-mère als Pfand gegeben. Was sollte sie tun? Die Betrügerin hier vor aller Augen bloßstellen? Nein, das hätte ihr die Erzellenz niemals verzeihen, und sie selbst hatte hier in Frankfurt noch zu keinem von dem Erlebnis gesprochen. Sie dachte in den letzten Wochen an so viel anderes. Natürlich durfte auch noch niemand von Friedels bevorstehender Verlobung mit dem Holländer wissen, ehe sie offiziell bekannt gemacht wurde. Aber in der Familie sprach man oft davon und darüber war ihr die Puppengeschichte gänzlich entfallen.

Jetzt ward sie ihr plötzlich unvermittelt wieder ins Gedächtnis gerufen. (Fortsetzung folgt.)



Die Neue ist der Frühling der Augen. Chinesisch.

Litauen, der Pfad der Glücklinge.

Eine plastische Schilderung des litauischen Volkes, über dessen vom Krieg ausgewählte Muren der Strom der Flüchtlinge ins Innere Rußlands eilt, ist im „Ausloje Slotwo“ wiedergegeben: „In den Füßen der Kreuze, die überall auf den Wegen und Hügeln in Litauen stehen, sind jetzt häufig

Wetende zu sehen, meistens ganze Familien; ein Greis, eine Frau und Kinder, und nicht weit davon steht eine Kuh, bepackt mit allem Hausrat und eine Kuh, die an den Wagen gebunden ist. Es liegt viel Kummer in den Gesichtern der Leute, die von den heimatischen Kreuzen Abschied nehmen, an denen ganze Generationen gekniet haben. Die Flüchtlinge fragen: „Was meinem Gure Gnaden, wird der Deutsche kommen oder nicht?“ Und diese Frage ist so schwer zu beantworten, daß in der Sanitätskolonne selbst Ungewißheit herrscht, ob sie fortziehen oder bleiben soll. Seit dem 20. Juli hat niemand im Stabe hier eine Zeitung zu Gesicht bekommen, bis ich, eine lebende Zeitung, allerlei erzählte, was ich als Oberkommandierender meiner Vorhut gesehen hatte. Sowie ich abends Drost verließ, tauchte ein deutscher Flieger auf. Er wurde stark beschossen, begann zu sinken, planierte dann aber so geschickt, daß der beschädigte Apparat sich wieder richtete und in die Höhe stieg. Was sein weiteres Schicksal war, weiß ich nicht, da ich nach kurzer Zeit in die Nähe meiner Vorhut gelangte. Von der Station bis zu dem kleinen Lagerplatz führte drei Werst lang eine staubige Landstraße. Ein kleiner Mann kam in einem Wägelchen gefahren. „Darf ich den Herrn zum Städtchen fahren?“ Ich setzte mich zu ihm, und seine Stute führte uns munter weiter. Bald fragte mich der kleine Mann, der sich als Geistlicher entpuppte: „Würden Sie mir raten, hier zu bleiben oder zu flüchten? Meine Kirche möchte ich nicht gern im Stich lassen, aber den Flüchtlingen kann ich vielleicht doch nützlich sein, wenn ich sie begleite.“ Er mußte auf eigene Gefahr einen Entschluß fassen, der ihm vielleicht dadurch erleichtert wurde, daß auf dem ganzen Wege kaum etwas Eßbares mehr aufzutreiben war. Allmählich gelangten wir in die „Ruschtscha“, das berühmte Didicht des Grodnower Gebietes, das eine ganz besondere Welt für sich darstellt. Da sind keine Richtungen, keine Büsche — zu beiden Seiten ragen gigantische Wände von Eichen, Birken und Tannen empor. Letztere sind vorherrschend, und ihre schönen Zweige bilden den Hintergrund der „Ruschtscha“. Endlich konnte ich den Wagen mit einem Automobil vertauschen.

Die grünen Wände verloren den wilden Eindruck von früher. Man unterscheidet die „wilde“ und die „zivilisierte“ Ruschtscha, in der selbst die wilden Tiere registriert sind. Man weiß z. B., daß in dem Walde 655 Auerochsen vorhanden sind, 10 000 Stiere, 3000 Wildziegen und etwa 5000 Elentiere, außerdem ungefähr 500 Auerhähne. Es scheint anfangs merkwürdig, daß diese Zahlen festgestellt werden konnten, aber die Widnis ist systematisch geordnet und ihre Ausdehnung von fast 100 000 Dekjatinen in kleineren Parzellen abgegrenzt. Seltsam ist die Gepflogenheit der Bauern, die wilden Tiere in der Ruschtscha von Wjelowjesk zu füttern. Das erfolgt an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden und an bestimmten Fütterungsplätzen. Dann werden die Tiere gezählt. Die Auerhähne werden im Frühjahr während der Balze gezählt. Die Tiere gewöhnen sich durch die Fütterung so sehr an die Menschen, daß sie sie nicht mehr fürchten. Als ich an der Eisenbahnlinie vorbeikam, sagte man mir, daß ganz in der Nähe eine Herde von Auerochsen sich befände. Ich ging heran und sah, wie sie gleichsam gedankenvoll hinter den Tannen standen und zu überlegen schienen, ob sie vorwärts laufen oder in den Wald zurückkehren sollten. Man konnte trefflicher nach ihnen schießen. Außer den Ortsbewohnern kommen im Frieden nur Touristen, und zwar recht viele, nach der Ruschtscha von Wjelowjesk. Einst gehörte das Didicht der polnischen Krone, und ein Teil heißt heute noch „Das königliche Gehölz“. Ein anderer Teil führt den Namen „Schloßfreiheit“; dort stand einst das Schloß von Stephan Botoch. Jetzt sind nicht einmal Trümmer mehr davon vorhanden. Aber Denkmäler sind in dem Didicht anzutreffen, und zwar in dem Jagdgebiet des Königs August II. und dann ein Obelisk für Kaiser Alexander II. In den letzten Jahren ist die Ruschtscha häufig ein Ausflugsziel für Schüler und für Ausländer gewesen, die das Leben der wilden Auerochsen beobachten wollten. Mich führte ein Auftrag des russischen Städtebundes hierher, weil Tausende von Flüchtlingen mit ihren Tieren und ihrem Hausrat einen Schutz in der Ruschtscha suchten und für ihre Verpflegung gesorgt werden mußte. Schwierig erwies es sich besonders, hier Brot aufzutreiben oder zu kaufen. Es mußte durch Kartoffeln ersetzt werden, die auf den Feldern außerhalb des Waldes wuchsen. Die dürftige Kost mußte auch den bemitteltesten Flüchtlingen genügen, denn sie hatten ja keine Möglichkeit, etwas zu kaufen, und dagegen noch Monate der Wanderung vor sich. Die finstere

Ruschtscha hatte aber ein ganz anderes Aussehen angenommen. Unzählige Menschen, alte Männer, Frauen und Kinder besaßen ihre Einöde, und abends leuchteten brennende Scheiterhaufen, um die die Gruppen malerisch lagerten. Die stehende Frage lautete: „Gehen wir nun weiter oder zurück? Der Deutsche baut seine Schützengräben fest und sicher und — in Rußland hilft vielleicht die Regierung!“ Lange konnten die Flüchtlinge jedoch in der Ruschtscha nicht bleiben, weil Regimenter dort erwartet wurden. Nur die wilden Tiere brauchten nicht zu fliehen.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Weinnot in England. Die Engländer sind wieder einmal auf ihre französischen Verbündeten böse, und zwar hat die französische Regierung John Bull an einer sehr empfindlichen Stelle getroffen: sie nimmt ihm nämlich seinen französischen Wein von der Tafel. Seit dem 1. September sind alle englischen Weinhändler und Weintrinker in Aufregung. Ohne nämlich erst bei seinem hohen Verbündeten anzufragen oder ihm wenigstens Mitteilung zu machen, hat die französische Regierung von diesem Tage an die Ausfuhr aller Weine verboten. Die Londoner Händler erfuhren telegraphisch, daß die von ihnen bestellten Weine zur Verladung bereit an den Kais lagen, daß sie aber nicht abgesandt werden dürften. Die Knappheit an Wein, die bereits in England sich bemerkbar machte, wird dadurch außerordentlich erhöht. Der französischen Regierung liegt vor allem daran, die billigeren Weine, die gallische Volksgetränk sind, im Lande zu behalten und für die Truppen zu retten. Der Ertrag der Weinernte in Bordeaux ist in diesem Jahre ungewöhnlich gering; so muß man denn haushälterisch sein, und da große Mengen französischen Weines hauptsächlich nach England und Südamerika ausgeführt werden, verbot man kurzerhand die Ausfuhr sämtlicher Weine. Brantwein ist nicht mit inbegriffen. Die englischen Weinhändler stellen sich auf den Standpunkt, daß ihnen die bestellte Ware unbedingt geliefert werden müsse, und sie hoffen, daß der französischen Regierung wenigstens das Entgegenkommen zu finden, daß die Ausfuhr der teuren französischen Weine gestattet wird. Es wäre doch auch zu traurig, wenn sich John Bull bei all dem Unangenehmen, das ihm der Krieg schon so wie so bringt, auch noch ohne den alten Sorgenbrecher, ohne Bacchus' Gabe behelfen müßte.

Rudyard Kipling schildert die französische Front. Rudyard Kipling gibt im „Daily Telegraph“ einige interessante Bilder aus dem Kampfgebiet der französischen Truppen wieder: „Die Straße stößt unter den in Intervallen rollenden militärischen Automobiltransporten. Manchmal sind es lange Züge von Motorambulanz; dann wieder Munitionskolonnen und schwere Geschütze. Das Dorf, in das ich kam, war flach gestampft worden durch den Krieg, so daß es älter aussah als die Ruinen von Pompeji. Nicht drei Dächer waren vorhanden, kein einziges Haus war ganz geblieben. Bei den meisten Gebäuden konnte man direkt in den Keller blicken. Das Korn auf den Feldern war reif. Frauen waren mit dem Sammeln der Holme beschäftigt. Die Geschütze hielten im Norden ihre bitterernste Zwiesprache. Dort streckten sich die Argonnen. Der letzte Kampf in den Argonnen muß sehr heiß gewesen sein. Ein Dorf, zerstört wie alle Orte auf dieser Linie, eröffnete von einem Hügel aus den Blick über das Kampfgebiet — in eine fast italienisch anmutende Landschaft von sorgsam gezeichneten Hügeln, mit verstreuten kleinen Ansiedlungen; im Vordergrund streckte sich eine Ebene mit Straße und Fluß im alles belebenden Licht des Nachmittags. Die Hügelkuppen quellen Geschützrauch, schüttelten sich und besten. Ein Beobachtungs-Fesselballon stieg in der warmen Luft empor. Wie kletterten eine Reihe alter Steintreppen hinan, die seit Generationen den Kindern der Bauern als Spielplatz gedient hatten. Noch höher stiegen wir, auf einem schmalen Pfad zwischen Bäumen, und ganz oben standen ein Feldgeistlicher und drei oder vier Offiziere. Sie beobachteten den Kampf, der im Gange war. „Dort sind die Unseren...“ riefen sie abwechselnd atemlos, „und dort die Deutschen.“ Mit hastigen, erregten Ausrufen folgten sie den einzelnen Kampfbildern. Das Sonnenlicht wechselte durch ziehende Wolken und bezauberte einen Hügel, auf dem ein Dorf wie eine ferne, feine Silhouette sichtbar war. „Welcher Ort ist das?“ fragte ich. Der Priester antwortete mit einer Stimme, deren Tiefe etwas an den Klang einer Orgel erinnerte: „Es ist Saint...“, in dem deutschen Munde. „Donner und Rauch rollen auf, nähern ab und schwellen wieder mächtig an. Die Kinder spielen arglos auf den Steintreppen unter uns...“

Neues vom Büchermarkt.

Romane, Novellen.

* „Freie Sklavinnen.“ Roman von Emma Böhmmer. (Verlag von Karl Reiskner in Wiesbaden.) In ihrem neuesten Roman behandelt die bereits bestens bekannte Verfasserin ein soziales Problem. Sie tritt ein für das Mädchen aus guter Familie, das sich ehrlich und mühsam sein Brot verdient. Sie verlangt Achtung für diese Mädchen, die schwer zu kämpfen haben, schwerer wie die Mädchen aus niedrigeren Schichten, denn sie müssen Rücksichten nehmen auf ihren Namen, ihre Familie, während die arbeitende Klasse sie Geringschätzung empfinden läßt, da diese Klasse sich ein Vergnügen daraus macht, die Vornehmen, die doch gleich ihnen arbeiten, zu demütigen. Das ganze Buch ist eine warmempfundene fleißige Arbeit. Die Verfasserin hat sich ihren Stoff unmittelbar aus dem Leben geholt, hat entschieden eingehende Studien gemacht, um so lebensvoll und plastisch gestalten zu können. Die vier Mädchen, die sie schildert, sind individuelle Menschen, die trotz des aufreibenden Kampfes ihre Weiblichkeit nicht einbüßen und eine Sehnsucht in sich tragen nach einem ganzen Glück. Zu Dankschreiben sind sie nicht geschaffen, das muß die eine erfahren, ein besonders wertvoller Mensch, die einen reichen Mann heiratet, der nur das Weibchen in ihr sieht, nicht die Lebensgefährtin. Später findet sie ein volles Glück an der Seite eines Künstlers, mit dem sie sich ganz versteht. Die drei anderen Freundinnen ringen weiter, jede mit ihrem Schicksal, mit ihrer Not. Da ist die talentvolle Redaktrice einer großen Modenzeitsung, die ihre eigenen Ansichten hat und ihre Überzeugung ihrer Stellung nicht opfern kann, das Hausmütterchen, das sein musikalisches Talent nicht ausbilden konnte und nun Zimmermusikanten heranziehen sieht, den Herbst, der sie hinausjagt, auf die Suche nach Stunden, und schließlich die vierte, eine talentvolle Schriftstellerin, die durch tiefes Liebesleid gehen muß, ehe sie richtig künstlerisch geben und gestalten kann. Sicherlich wird dieses Buch, wie auch die anderen Arbeiten der Verfasserin, es talen, sich Beachtung erzwingen und Emma Böhmmer's Freundes- und Leserkreis erweitern helfen.

Kriegsliteratur.

* 1914—1915. Ein Tagebuch über den Weltkrieg von Prof. Dr. Eduard Engel. Mit Urkunden, Bildnissen, Karten. Band III. (Verlag von George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg.) Von Professor Eduard Engels großem Geschichtswert über den Weltkrieg: 1914—1915. Ein Tagebuch, erscheint heute der dritte Band: „Vom Beginn des Jahres 1915 bis zum Eintritt Italiens in den Krieg“ (23. Mai 1915). Nach Inhalt und Form hält sich dieser dritte Band des größten und erfolgreichsten Buches über den Krieg auf der von Anfang an betretenen Höhe. Eduard Engel hat sich vorgelegt, die Herzengeschichte des deutschen Krieges zu schreiben, also das Erleben dieser ungeheuersten Umwälzung im Herzen des deutschen Volkes, und das ist ihm bewundernswert gelungen. Bilder- und Kartenschnitt ist so reich, aber so ausgefüllt wie in den ersten zwei Bänden. Der schön gebundene Band mit dem schon berühmten goldenen Helmschmuck von Otto Soltan macht das Werk zu einem deutschen Hausbuch ersten Ranges. Wir erfahren, daß der Verfasser die Hoffnung hegt, sein großes Geschichtswerk mit einem vierten Bande abzuschließen.

* „Kriegsbuch 1915.“ Die Geschichte des Weltkriegs bis zum Fall der Festungen Warschau und Ivangorod. Mit zahlreichen Bildtafeln, Abbildungen im Text und Karten. Zusammengeestellt von Dr. Fritz Hellermann. (Verlag der „Hartung'schen Zeitung“, Königsberg, Pr.) Als Fortführung des „Kriegsbuchs 1914“ stellt dieses Buch die Geschichte des Weltkriegs bis zum Beginn des zweiten Jahres Kampf und Sieg dar. Sein Wert liegt neben der lückenlosen Aufzeichnung aller wichtigsten Vorgänge und besonders der Schnelligkeit, mit der es den letzten großen Ereignissen folgt, namentlich auch darin, daß in Feldpostbriefen, Kriegsberichten und Schilderungen ein lebendiges Band zwischen den amtlichen Meldungen und der Aufzählung der Tatsachen gewoben wird. Die reichliche Beigabe von Bildern, darunter eine vorzüglich gelungene und trefflich ausgeführte Darstellung des Generalfeldmarschalls Radens, verdient ebenso Beachtung wie die gediegene Ausstattung des ganzen Buches.

* Maximilian Maulbächer: „Seine Majestät Mars.“ (Verlag Brünning u. Schönd, Berlin-Schöneberg.) Unter den vielen bislang erschienenen Kriegsbrochüren darf „Seine Majestät Mars“ das Verdienst für sich beanspruchen, durch seinen den verschiedensten Erscheinungen und Stimmungsmomenten Rechnung tragenden Inhalt jedem Leser etwas zu bieten. Von der stattlichen Heerschar deutscher Gegenwärtiger, die hier im Schmuck ihrer besten Kriegsgedichte an des Lesers Auge vorüberziehen, seien hier einige der bekanntesten Namen genannt: Ludwig Fulda, Rudolf Preßler, Alfred Kerr, Peter Scher, Freiherr von Orlint, Paul

Warnde, Fritz Engel, Alfred Scholz, Gustav Hochstetter, Karl Hans Strobl, Heinrich Dredow.

* „Lieb' Vaterland magst ruhig sein!“ Ein Kriegsbilderbuch mit Knüttelversen von Arpad Schmidhammer. (Verlag von Jos. Scholz in Mainz.) Der bekannte Künstler der Münchener „Jugend“ schenkt hiermit unseren Jungen ein Büchlein, das mit kurzen, treffenden Verschen und farbigen Bildern die Geschichte von Michel (Deutschland) und Seppi (Österreich) erzählt, wie sie von fünf bösen Dämonen angegriffen werden und diese verhaften. Bilder und Verse spiegeln einen kindlichen, harmlos fröhlichen Humor, dem Gedankengang unserer Jüngsten angepaßt.

Lehrbücher.

* „Vormundschaftswesen und Fürsorge im Deutschen Reiche.“ Von Landrichter Mengelkoch. (Heft 31 der Staatsbürger-Bibliothek.) 8°. (72). (M.-Gladbach 1914, Volksvereins-Verlag.) Das Heftchen verfolgt den doppelten Zweck, auf knappem Raume eine Übersicht über das Vormundschaftswesen und die Fürsorge für die verwahrloste, gefährdete und verwahrloste Jugend zu geben und zugleich durch Verweisung auf die einschlägigen Gesetzesstellen dem Leser einen Wegweiser in das bestehende Recht zu bieten. Nach Vorausschickung einiger historischer Daten und Grundgedanken behandelt es in drei Teilen das ganze Gebiet des Jugendrechts und der Jugendfürsorge.

* „Was Landwirte und Hausbesitzer vom preussischen Einkommensteuer-Gesetz wissen müssen.“ Staatsbürger-Bibliothek, Heft 61. (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.) Gerade zur rechten Zeit gibt der Volksvereins-Verlag das vorliegende Büchlein heraus. Es berücksichtigt alles Wissenswerte an der Hand des Gesetzes, der amtlichen Materialien und der höchstgerichtlichen Rechtsprechung in gemeinverständlicher Form.

* „Kosmos.“ Handweiser für Naturfreunde. Herausgegeben und verlegt vom Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. (Französische Verlagshandlung Stuttgart.) Jahrgang 1915. Jährlich 12 Hefte und 5 Buchbeilagen.

* „Wethers Volksbücher“, Nr. 1618—19: „Riss!“ Aus dem nationalen System der politischen Ökonomie. (Bibliographisches Institut, Leipzig.) Es ist verdienstlich, in dieser großen Zeit den bedeutenden Nationalökonom in einer wohlfeilen Ausgabe einem weiten Leserkreis zugänglich zu machen.

Zeitschriftenchau.

* Gute deutsche Moden in einfacher und eleganterer Ausführung zeigt die seit vielen Jahren praktisch bewährte „Moden-Zeitung fürs Deutsche Haus“ (Verlagsbuchhandlung W. Bobach u. Co., Leipzig), die aber in ihrem reichhaltigen Programm weit über den Rahmen einer Modenzeitschrift hinausgeht und ein praktisches Familien- und Frauenblatt ist. Spannende Romane erster Schriftsteller, poetische Beiträge, illustrierte Aufsätze sowie die Gratisbeilage „Das Reich der Kinder“ sorgen für Unterhaltung und geistige Anregung. Die Gratisbeilage „Im Zeichen des Krieges“ bietet eine interessante Kriegsberichterstattung in Bild und Wort. Hauswirtschaftliche Aufsätze und erprobte Kochrezepte helfen der Hausfrau, sich den durch den Krieg geschaffenen neuen wirtschaftlichen Verhältnissen anzupassen.

Von der Rens-Marschiden Monatschrift „Das Bismarck-Jahr“ (Verlag von Brosch u. Co., Hamburg) ist jetzt das 7. Heft erschienen. Es enthält zwei Aufsätze. Im ersten schildert Max Rens das diplomatische Spiel zwischen Bismarck und Napoleon III., vom Staatsstreich Napoleons am 2. Dezember 1851 und dem ersten Zusammentreffen der beiden Männer im Jahre 1855 an, bis zum 2. September 1870. Den Schluß bildet ein Aufsatz „Bismarck und die Wurst“ aus der sachkundigen Feder des Ruffinisthistorikers Richard Sternfeld (Berlin).

* Die Zeitschrift „Eis- und Kälte-Industrie“, Wittenberg (Verlag A. Riemsien, Wittenberg, Bez. Halle), enthält im Maiheft eine bemerkenswerte Arbeit über „Die Erhaltung von Lebensmitteln durch Kaltlagerung und Gefrierprozesse“, Vortrag, gehalten im Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes am 12. April 1915, von dem bekannten Fachmann Dipl.-Ing. Rich. Stetefeld. Die Ausführungen verbreiten sich über die wichtigsten unserer Volksernährung dienenden Maßnahmen für die Einlagerung und Erhaltung von Lebensmitteln in der Kriegszeit, unter Beifügung zahlreicher Abbildungen.

* Eine „Kriegszimmer“ bringt die „Kriegslese“ — Kriegsausgabe der Zeitschrift „Die Lesende“ — jetzt heraus, die bemerkenswerten Beiträge von Gustav Bienthal, Wilh. Schmidhohn, Karl Ettlinger und anderen enthält. Dieser äußerst interessante Nummer ging vor kurzem eine Geschichtsnummer voraus, in der in kurzen Auszügen aus der Geschichtsschreibung vom Altertum bis zur Neuzeit die Entwicklung des Wesens der verschiedenen Kriege gezeigt wurde.